Zeitschrift: Pädagogische Blätter: Organ des Vereins kathol. Lehrer und

Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 6 (1899)

Heft: 23

Artikel: Sprachliche Lesefrüchte

Autor: S.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-540464

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachliche Lesefrüchte.

(von 5. M., Cehrer in Kt. Cuzern.) Peutlichkeit und Bequemlichkeit.

Das Gewöhnliche ift immer auch bequem; je öfter wir etwas genbt haben, besto weniger emfinden wir die Kraftanstrengung. Aber vorhanden ift diese Anstrengung immer; baber ist auch immer bas Bestreben vorhanden, die Unftrengung zu verringern, Rrafte zu fparen, es uns noch bequemer zu machen. Es ift leicht, dies in der Art, wie wir unfere Muttersprache handhaben, gu beobachten. Wir halten es bamit, wie mit der Rleidung, und erlauben uns nur gar au gerne ein Négligé, wenn wir uns einbilben, daß es uns von andern erlaubt Jest artifulieren wir mangelhaft, nufcheln, murmeln, muffeln mit träger Mundbewegung; jest wieder werfen wir ein paar abgeriffene Worte bin ftatt eines rechtschaffenen Sages: - in beiben Fällen ift es eine forperliche Rraftersparnis, die wir uns gonnen. Ferner fallen wir unbedenklich aus ber Ronftruftion ober ergeben uns in gedanfenlos breitem Geplaufche und huldigen fomit einer geiftigen Trägheit. Seben wir von jenen Ausnahmefällen ab, wo ein spielerischer ober fünftlerischer Sinn sich in ber Formung ber Rebe gefällt, jo gilt für die Sprache ber wirtschaftliche Grundfat, bag ber 3weck mit moglichft geringem Aufwande erreicht werben foll.

Es ist nun wohl einzusehen, in welchen Richtungen die beiden Faktoren wirken: Der Zweck der Verständlichkeit und die Neigung zur Arastersparnis. Beide wirken zunächst erhaltend; denn das Ueberkommene pslegt gewohnt, darum zugleich für den Hörer verhältnismäßig be-

quem zu fein.

Immer neigt das Bequemlichkeitsbedürfnis, die Trägheit dahin, sich auch das Unerläßliche zu erlassen. Und das heißt soviel, wie durch Bernachlässigung zerstören; denn in der Sprache bleibt nur das erhalten, was gebraucht wird. Nun kann freilich der häusige Gebrauch zur Abuntung führen. Alltägeliche Redensarten werden undeutlich ausgesprochen, zur Häute verschluckt. Formwörter und Wortsormen werden schwach betont, in ihrem Lautbestande geschädigt, endlich wohl ganz unterdrückt. Was früher verschieden klang, klingt jett einerlei, und so wird die Sprache in ihrem Aeußern ärmlicher. Das wäre an sich eher ein Gewinn, als ein Fehler. Denn die Sprache ist ein Mittel, und unter den verschiedenen Mitteln, die zum Zwecke führen, ist in der Regel das einsachste, das beste. —

Das Bedürsnis nach Deutlichkeit und Anschaulichkeit, nach Eindringlichteit der Rede tut sich nicht leicht genug. Einsache grammatische Beziehungen werden umschrieben, um recht scharf hervorzutreten, Kasus werden durch Präpositionen, diese durch sinnverwandte Substantiva ersett, und was dessen mehr ist. Flüche, Schwüre, rhetorische Fragen treten an die Stelle einsacher Versicherungen; gedankenloß werden überschwängliche Prädikate gebraucht, und alles das

fann Dobe und fomit Rechtens werten.

Das Gleiche kann aber auch mit jenen Flüchtigkeiten geschehen, die sich die Bequemlichkeit gestattet, mit undeutlichen Artifulationen, Elipsen und synstatischen Nachlässigkeiten aller Art. Wir müssen immer daran denken, daß jede Neuerung in einer Sprache von Hause aus ein Fehler war. Ist aber ein Fehler geringsügig genug, um übersehen oder geduldet zu werden, so hat er schon den Prozes halb gewonnen. Und wird er von einer ton an gebenden Persön lichteit oder Klasse begangen, so hat das zehnte Mal die Menge nicht deu Mut, ihn zu misbilligen. Die eigentümlich schnarrend näselnde Sprache, die man früher nur in preußischen Offizierskreisen hörte, kommt immer

mehr in Uebung. Für das militärische Kommando ist sie zweckmäßig und bequem, weil weithin vernehmbar, und so erklärt es sich wohl, daß sie auf dem Exerzierplate in Aufnahme gekommen und da zu einer Art Standessprache geworden ist. Die Offiziere entstammen aber den höhern und höchsten Ständen und zählen überall zur erst n Gesellschaft. Innerhalb dieser bilden sie eine durch ihre Geschlotzenheit mächtige Körperschaft, der anzugehören den Ehrgeiz reizt. Wer es kann, wird mindestens Reserveossizier und kehrt dann auch im Civileben die militärische Seite heraus. Dahin gehört auch der militärische Ton der Rede, den jetzt schon Leute nachäffen, vie die einen Degen getragen haben.

Hier ist man nun eigentlich in einen neuen Gedankenkreis eingetreten; benn jene Ziererei beruht weder auf der Bequemlichkeit noch auf dem Streben nach Deutlichkeit, sondern auf dem eitelen Verlangen, für etwas zu gelten, was man nicht ist. Das aber heißt im vorliegenden Falle soviel als: Die Gewohnheit eines fremden Standes annehmen, um zu tun, als gehörte man diesem an. Und eben diese Gewohnheit beruhte ursprünglich auf Bequemlichkeit

und Deutlichkeit.

Rirgends versteht man es besser, Bequemlickseit mit Schnelligkeit und Sicherheit zu verdinden, als in den großen Mittelpunkten des geschäftslich ift. Die Menge der Ausgaben und Bedürsnisse drängt zu rascher und möglichst müheloser Erledigung, und einer lernt vom andern. So auch in der Sprache, die hier wie die landläusige Münze nicht nach der Schönsheit und Reinheit des Gepräges, sondern nach ihrem Gehalte geschätt wird. Da schleift sich das Lautwesen ab, und die Phraseologie entwickelt sich zu ausdrucksvoller Knappheit. Wer die Sprachen nur vom archäoligischen Gesichtspunkte aus betrachtet, dem mag dabei das Herz bluten; denn was ihm als Unart und Verderd gilt, das strömt von diesen großen Centren aus in immer weitere Kreise. Auch ist es wahr, viel Gutes und Schönes kann dabei verz derben, zumal da, wo der Verkehr allzu vorwiegend kalt geschäftlich ist. Die Sprache wird dann wohl glatt, aber auch hart.

Nicht immer jedoch ist das Deutlichkeitsbedürfnis seinem Grunde und Zwecke nach geschäftlich: es kann auch gemütlich und äft het isch sein, und dann redet man wohl lieber von ausdrucksvoller, anschaulicher, eindringlicher Sprache, als von deutlicher. Und doch ist es im Grunde immer die Deutlichkeit, auf die es dabei ankommt. Es fragt sich nur: Was soll angedeutet werden, was wird bedeutet? Auch jene Formen und Wendungen in der Nede dienen der Deutlicheit, in denen der Nedende seine Subjektivität äußert oder auf die Stimmung des Hörers einwirsen will, jene Partiseln und Phrasen, die der Rede das Gepräge breiter Gemütlichkeit, bedächtiger Ueberlegung oder heftiger Erregung verleihen, die Aeußerungen der Bescheidenheit und Hösslichkeit, Umschreidungen aller Art, Euphemismen und ihr Gegenteil, die der Sache besondere Merkmale abgewinnen, — man denke an die vielerlei Ausdrücke für sterben, betrunken sein u. s. v. Deutlich in diesem Sinne ist das Persönliche und Zarte

nicht minber, als bas Sachliche und Derbe.

Das lautsymbolische Gefühl.

Jeber Mensch verhält sich zunächst zu seiner Muttersprache naiv: sie ist ihm natürlich, und so lange er es nicht erlebt hat, daß andern Leuten eine Sprache ebenso natürlich ist, dünkt es ihm, als könnten die Dinge gar nicht anders heißen, als sie bei ihm Daheim benannt werden. Man hat glaubhaste Anekdoten, die darauf hinauslausen. So die von einem Bauern, der sagte: Aber die Franzosen sind närrische Leute, — die nennen ein Pferd Schewal! Ober die von dem Manne, der sich wunderte, daß drüben in Frankreich schon

bie kleinen Rinder frangösisch sprechen. Für folche naive Gemüter besteht in ber Tat ber Zusammenhang zwischen Ding und Wort; dieselben Laute erweden immer biefelbe Borftellung, und nun erwedt auch umgefehrt berfelbe Gegenftand immer die nämliche Lautvorstellung. Das Ding und fein Rame machen auf une benfelben Ginbruck, und wo es halbwegs angeht, knüpft unfer Gefühl ein Band zwischen bem Rlange bes Wortes und bem Inhalte ber Borftellung, die bas Wort erweckt. Der Laut gilt für fymbolisch; bas Wort "gelind" scheint einen gelinden Rlang zu haben, "hart" einen harten, "füß" einen fugen, "fauer" und "berb" einen fauern und herben. Ob in "hupfen, fpringen, schleichen, hinken, humpeln, schreien, weben, graupeln, tonen, läuten, schnappen, zerren" u. s. w. geschichtlich Schallnachahmungen zu Grunde liegen ober nicht, ift biesem Gefühle gang gleichgültig, - ihm bunten bie Laute fymbolisch. Und ähnlich wird wohl ben meiften Deutschen zu Mute sein bei einer Menge Substantiva, z. B. Busch, Strauch, Ruß, Splitter, Faser, Tropfen, Schnede, Gidechse, Rabe, Gule, Fuchs, Luchs, Sage, Feile, Lappen, Runzel, Sense, Sichel, Bange. Für unser Empfinden find Worter wie "Blig" und "Tonner," "rund" und "fpih" fo innig und naturnotwendig mit ihren Bebeutungen verwachsen, baß wir uns ben Gall faum benten tonnen, es hatten biese beiben Wortpaare ihre Bedeutung ausgetauscht. Statt hund: Rate, statt Rate: Spat zu fagen, wurde uns nicht zu arg zuwider fein, weil hier bie Laute bem symbolifierenden Gefühle weniger Unhalt bieten.

Je mehr wir in einer Sprache eingelebt sind, besto inniger verknüpsen sich Laut und Sinn ihrer Wörter in unserer Seele, desto mehr sind wir geneigt, zwischen sautähnlichen Wörtern Begriffsverwandtschaften zu ahnen. Der Hergang ist ein rein natürlicher, psychologischer: wir sinden, empfinden, ohne zu suchen, unser Gesühl etymologisiert so zu sagen ohne sprachgeschichtliches Gerwissen, wohl auch geradezu gegen unsre bessere Einsicht, und pfropst auf einsander, was aus verschiedenen Wurzeln erwachsen ist. An "stehen" reiht sich "steif, starr, Stock, Stamm, steil, stopsen, stauen, Stab, stützen, stemmen," einerlei, ob und wieviel sie mit der Wurzel stha zu tun haben. Aehnlich ist es

mit andern Gruppen, wie

— zucken, zupfen, zausen, zerren, Zaum; — glatt, gleißen, glänzen, glimmen, glühen; — klappen, klatschen, — und klaffen, Klammer;

— Schuft, Schelm, Schurke, Schubiak;

— ftraff, ftreng, ftramm, ftrogen. So bei gleichem Anlaute, alliterierend. Aber auch Affonang und Reim, Inund Auslaut konnen ins Spiel kommen. Da mag fich bann wohl zucken zu ructen, ducten, mucten gefellen, weinen ju greinen, - flimmern ju fchimmern, glimmen, — schütteln zu rütteln, — Rante zu schlank, schwanken, manken, lügen zu trügen, bas wohl jenem guliebe feinen Botal veranbert hat: früher bieß es triegen. Hier wird buchstäblich Lug und Trug im Spiele gewesen sein. Stemmen verfnüpft fich burch Alliteration mit fteben, fteif u. f. w., burch ben Reim aber mit hemmen, klemmen; finnverwandt ift es nach beiben Richtungen. Unfer Gefühl wird nicht entscheiben, ob ftemmen = ftebend bemmen ober = hemmend fteben, ober etwa = burch Hemmen im Stehen erhalten ift, - genug, es empfindet bei "ftemmen" ben lautlichen und inhaltlichen Unklang an fteben und hemmen. In Schuft, Schurte, Sund, Lump und einigen andern Schimpf. wörtern, in bumm, ftumm, ftumpf, bumpf, Dunft, Buft hat ber tiefe Bofal etwas Stimmungsvolles; bagegen läßt man fich in ber Bezeichnung für ben geriebenen, gewiegten, pfiffigen Spigbuben, für ben filou und fripon, bas fpigige "i" gern gefallen.